ORA ET LABORA

Bete und Arbeite!

St. Peters Bote.

Ein Familienblatt zur Erbauung und Belehrung.

U.I.O.G.D.

Auf daß in Allem Gott verherrlicht werde

No. 20
27. Jahrgang

Münster, Sask., Donnerstag, den 26. Juni 1930

Fortlaufende No. 1343

Der indische Paria

Wer hätte nicht schon oft von den indischen Parias gelesen? Aber was wissen wir davon? Höchstens, daß es eine völlig entrechtete und unterdrückte Kaste, die niedrigste und verachtetste Volksklasse des indischen Reiches ist. Wo aber diese Klasse herstammt, was ihre Geschichte ist, wie und warum sie diesem traurigen Lose verfallen ist, darüber gibt eine Bibliothek von gewöhnlichem Umfange keinen Aufschluß. Sogar die Konversations - Lexika, die doch fast über alles guten Aufschluß geben, schweigen sich darüber aus; sie weisen auf die eben erwähnte Definition hin und fertigen damit die ganze Sache ab. In katholischen Missionsberichten werden häufig die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten angedeutet, welche die gegenseitigen Vorurteile der verschiedenen Kasten in Indien dem Evangelium bereiten.

In der gegenwärtigen Auflehnung der Inder oder Hindus gegen die englische Herrschaft scheinen die Parias keine Rolle zu spielen, und das aus einem zweifachen Grunde. Erstens wollen die höheren Kasten, von denen ja der Widerstand ausgeht, mit den Parias absolut keine Gemeinschaft pflegen; zweitens haben die Parias selbst keinen Grund. von einem Wechsel der Regierung, der die oberen Kasten an die Spitze des Landes brächte, eine Verbesserung ihrer eigenen Lage zu erhoffen, ihre Unterdrückung würde im Gegenteile noch viel drückender werden.

Am vergangenen 26. April fand zu Amraoti, in der Provinz Berar, ein panindischer Kongreß der unterdrückten Klassen statt, bei welcher der Präsident der „Vereinigung der Unterdrückten Indiens" (The Depressed India Association), Ramchandra Sutwajee Nekaljay, der dem gesetzgeberischen Rate des Gouverneurs von Bombay angehört, eine bedeutende Rede hielt. Der Redner selbst sandte diese Rede an den „Osservatore Romano", das offiziöse Blatt des Vatikans, welcher die wichtigsten Stellen zum Abdruck bringt. Dieselben lauten:

Vertrauen in Gott.

Wenn Ihr die Geschichte der Völker leset, so werdet Ihr finden, daß die Vorsehung die Geschicke der Menschheit in einer Weise leitet, daß sie jeder Nation, jeder Rasse, jeder Vereinigung von Stämmen eine Epoche besonderer Entwicklung der Gedanken, der Ideale, der Bestrebungen und des Fortschrittes gibt, die deren Wesen vor allem angepaßt sind. Eine ähnliche Epoche ist jetzt angebrochen für uns, die Millionen Unterdrückter von Indien, welche in ferner Vergangenheit die Eigentümer und Herren dieses unseres heimatlichen Landes gewesen sind. Die Stimme der Millionen Unglücklicher dieses Kontinentes, derjenigen, die für Jahrhunderte in sozialer, ökonomischer, politischer und religiöser Hinsicht unterdrückt sind, hat den Thron des Schöpfers des Weltalls erreicht. Diese Stimme ist von Ihm, dem Vater des Menschengeschlechtes, gehört worden. Er hat in seiner Sorge für seine Kinder die herrschenden Verhältnisse Indiens verändert und uns die Möglichkeit gegeben, die Abscheulichkeiten zu brandmarken, die für so viele Jahrhunderte im Namen der Religion von den sogenannten höheren Kasten der Hindus begangen wurden.

Wir müssen deshalb vor allem dem Schöpfer danken, daß er uns hier zusammengebracht hat, wo wir in Eintracht unserm Kummer und unserm Schmerze Ausdruck geben können; wir müssen Ihm danken, daß Er ein Volk nach Indien geführt hat, dessen Zivilisation auf die Prinzipien der Vaterschaft Gottes und der Brüderschaft unter den Menschen gegründet ist. Indien hat jede Art von Regierungen gesehen, aber bis zur Ankunft der Engländer haben wir, die „Unberührbaren", keine Möglichkeit gehabt, unsere Stimme hören zu lassen.

Das Los der Unberührbaren.

Wir konnten uns nicht bekleiden, wir konnten uns nicht bewegen, uns nicht ausbilden, nicht besitzen. Man verkaufte uns mit dem Boden, auf dem wir in elenden Hütten zu wohnen gezwungen waren. Unsere Leiber, unsere Frauen, unsere Kinder gehörten unseren Gebietern, den Hindus der höheren Klassen. Sogar unsere Seelen waren ihnen stets versklavt. Auch unser Gott wurde zu einem Werkzeuge unseres Verderbens erniedrigt, bloß weil die durchlauchten Brahmanen es so wollten. Heute haben wir die Möglichkeit zu reden, wir haben ein öffentliches Tribunal. Lasset uns diese Gelegenheit benützen, um das Unrecht zu offenbaren, das sie uns angetan haben, indem sie den Namen Gottes mißbrauchten, der uns erschaffen hat! Wir bilden eine geschlossene Gemeinschaft von 70 Millionen, aber wir werden bis jetzt schlechter behandelt als Tiere. Ihr dürft das Pferd liebkosen, euer Hund darf euch die Hand lecken; die Katze darf von eurer Speise fressen; die Ratten können um euer Bett kreisen: all das verunreinigt euch nicht. Aber ihr dürft nicht erlauben, daß ein Unberührbarer euch bewache oder auf öffentlicher Straße euch zur Seite gehe! Sogar sein Schatten verunreinigt! Nicht nur der Mensch betrachtet sich als verunreinigt, sondern man nimmt an, daß Gott selbst dadurch verunreinigt werden könne. Jener Gott, der sich nicht verunreinigte, indem er ihn schuf, wird heute entweiht, wenn der Unberührbare den Blick zu seinem Schöpfer erhebt; und der entweihte Gott muß von seiner Schande reingewaschen werden; er muß gereinigt werden durch Besprengung mit Kuhmist, vermischt mit Kuhharn! So sieht die Unberührbarkeit aus! Jener, der dieses System der Barbarei erfunden hat, muß sicherlich ein Dämon in menschlicher Gestalt sein!

Auch in Europa haben die Mächtigen die Schwachen unterdrückt und sie in Sklaverei gehalten. Aber zum Glücke für die Sklaven, die Knechte und die Unterdrückten verbreitete sich die Religion Christi, die in Asien ihren Anfang nahm, in Europa, statt in Asien, und riß alle eingebildeten und künstlichen Unterschiede nieder, die auf der Geburt der Menschen beruhten.

Im Mohammedanismus ist keine Rettung.

Um dem Schandmal der Unberührbarkeit zu entgehen, sind einige Christen oder Mohammedaner geworden. Ich benütze diese Gele-

(Fortsetzung auf Seite 4)

Volks- und Völkergemeinschaft im Lichte des Glaubens.

Von P. Georg von Sachsen S. J. (Valkenburg, Holland).

P. Georg von Sachsen S. J., vormals Kronprinz des Königreiches Sachsen, überließ uns auf Bitten gütig das Manuskript eines im Haag, der Hauptstadt Hollands, gehaltenen Vortrages zur Veröffentlichung in „Schönere Zukunft". Wir freuen uns, mit der Veröffentlichung des Manuskriptes in der „Schöneren Zukunft" zur weiteren Verbreitung der Gedanken einer Persönlichkeit beitragen zu können, die einst berufen war, eine Königskrone zu tragen, die durch den Umsturz nicht verbittert wurde, sondern nur zu dem Entschluß gebracht wurde, als Priester und Ordensmann ein Opferträger und Volksführer großen Stils zu werden.

Die Schriftleitung.

Remarque bringt in seinem Buch „Im Westen nichts Neues" eine ergreifende Stelle. Er schildert den Frontsoldaten, wie er im Zwischenfeld in einem Granattrichter liegt. Es ist Nacht. Er ist ganz einsam, kein Mensch ist bei ihm, kein Mensch weit und breit. Nur mit Materie hat er es zu tun. Er klammert sich an die Erde, Geschosse fliegen um ihn herum, Feuerschein ist zu sehen. Da endlich nach langem, bangem Warten, nach mühseligem Zurückarbeiten kommt er wieder in die eigene Stellung. Da, horch, die ersten menschlichen Stimmen! Es sind seine Kameraden. Ein unaussprechliches Glücks- und Wohlgefühl durchströmt ihn, das Bewußtsein, nicht allein zu sein.

Ein Schrei nach Gemeinschaft geht durch die Welt . . . Woher dieser Ruf? Warum reden wir so viel und so gern von Gemeinschaft heute? Weil wir die Gemeinschaft entbehren, aus ihr herausgerissen sind. Der Zeiten Lauf und moderner Ideen Wucht hat uns mehr und mehr von Heimat und Herd, von Stamm und Land, von alter Sitte und alter Bindung losgelöst. Eigenes Denken, eigenes Wollen, eigenes Arbeiten, eigenes Vorwärtskommen, das ist der Wahlspruch der Zeit — völliger religiöser, sittlicher, geistlicher, wirtschaftlicher, sozialer, ethischer Individualismus. Das macht den Menschen auf die Dauer ganz krank und elend.

Der Mensch ist nun einmal in keiner Weise bloß ein Einzelwesen. Sein Entstehen verdankt er einer Gemeinschaft, ebenso sein Bestehen. Das ganze religiös - sittliche, körperliche und wirtschaftliche Wesen des Menschen ist auf Gemeinschaft eingestellt. Völlige Ich-Isolierung und Ich-Bezogenheit ist darum gegen die Menschennatur. Es erhebt sich nun die Frage: Wie muß der Mensch beschaffen sein in seinem Denken und Handeln, um Gemeinschaftsträger sein zu können? Da stellen wir die erste Behauptung auf: Ohne eine klare Weltanschauung, die uns klare, begründete Antworten gibt über Ursprung, Grundlage und Ziel des Lebens, kann niemand Gemeinschaftsträger sein. Die Fragen: Woher komme ich? — wo für lebe ich? — wohin gehe ich? sind nicht gleichgültig für die Gemeinschaftsbildung. Im Gegenteil: gemeinschaftsbegründend wirken die Antworten auf unsere Fragen aus dem Schatze unserer Philosophie und Theologie und sagen: Von Gott komme ich — für Gott lebe ich — zu Gott gehe ich.

Wer also diese Fragen bezweifelt oder verneint, ist nicht tragfähig für eine wahre und dauernde Gemeinschaft. Warum? Wenn Gott nicht mein Ursprung und Endziel ist, so wird naturgemäß und mit logischer Konsequenz mein eigenes Ich zum Mittelpunkt all meines Denkens und Sinnens, zur Quelle meines Wertens und Denkens, zum Maßstab für mein Handeln. Damit sind wir aber schon wieder beim Individualismus angelangt. Unsere Forderung ist also: Soll ein Mensch Gemeinschaftsträger sein, so darf er nicht sein eigener Mittelpunkt sein. Denn der Mensch ist nicht absolut, nicht unabhängig, er hat sein Sein und Leben nicht aus sich selber. Das ist philosophisch klar, das lehrt die Erfahrung. Also muß das Ziel außerhalb des eigenen Ich und jedes Menschen gesucht und gefunden werden. Nur Gott kann sein und ist der Mittelpunkt des Menschen. Diese

(Fortsetzung auf Seite 4)

Hier und dort

Der Hochw. J. M. R. Villeneuve, O. M. I., bisher Professor an der Universität von Ottawa, wurde vom Hl. Stuhle zum ersten Bischofe der neuen Diözese Gravelbourg, Sask., ernannt.

* * *

Das Resultat der Provinzialwahlen in Alberta, wie es am 21. Juni stand, ist folgendes:

United Farmers of Alberta	38
Liberal	9
Conservative	6
Labor	4
Independent	3
Noch nicht bestimmt	3
	63

Die bisherige Regierung bleibt also am Ruder.

* * *

In der zweiten Hälfte der vorletzten Woche, als wir in unserer Gegend einen segenbringenden, wenn auch nicht sehr ausgiebigen Regen hatten, hat das Unwetter in mehreren südlichen Gegenden der Provinz, wie auch in Saskatoon, arg gehaust. Am schlimmsten war es aber in der Peace River - Gegend von Alberta, wo ein Wolkenbruch niederging und große Ueberschwemmungen herbeiführte. — Gegen Ende letzter Woche, welche vielen Gegenden des Westens den erwünschten Regen brachte, hauste in Manitoba ein gewaltiger Sturm, der einem amerikanischen Tornado nicht ganz unähnlich war. Am schlimmsten war es nahe der Grenze der Ver. Staaten, südlich von Winnipeg, in und um die Ortschaften Emerson, Marios, Fredensthal und Rosenfeld. In Fredensthal wurde eine protestantische Kirche zerstört und der Turm vom Sturme eine weite Strecke fortgetragen. In Marias war der Hagel so groß, daß das Vieh auf der Weide arg zu leiden hatte; viele Hühner wurden getötet. In Emerson wurden Bäume entwurzelt und Häuser abgedeckt. Bei Rosenfeld wurde auf mehreren Farmen das wachsende Getreide gänzlich vernichtet. Aehnliches geschah bei Portage la Prairie, westlich von Winnipeg.

* * *

Die lang und heiß umstrittene neue Tarifbill, Hawley-Smoot Bill genannt, wurde am 13. Juni im Senat mit 44 gegen 42 Stimmen angenommen, am 17. Juni vom Präsidenten Hoover unterzeichnet und trat um Mitternacht des folgenden Tages in Kraft. Im Abgeordnetenhause waren 222 Stimmen dafür und 153 dagegen abgegeben worden. Die Zölle, die jetzt die Ver. Staaten von der übrigen Welt abschließen, sind dadurch auf eine bisher noch nie erreichte Höhe gestiegen. Dadurch ist den Völkern der amerikanische Markt möglichst versperrt, doch erwartet natürlich Amerika, daß trotzdem alle Märkte der Welt seinen Produkten zu günstigen Bedingungen offen stehen werden. Viele Länder haben schon während der langen Verhandlungen gegen die unerhörten Erhöhungen der beabsichtigten Zölle protestiert, und es kann nicht ausbleiben, daß die anderen Völker sich durch Erhöhung ihrer Zölle gegen Amerika schützen müssen. Amerika hat sich in die falsche Idee hineingelebt, daß die Welt zur Förderung der Prosperität von U. S. A. erschaffen sei.

In Wirklichkeit jedoch werden die hohen Zölle nicht zum Nutzen, sondern zum größten Schaden des amerikanischen Volkes ausschlagen. Gegner des neuen Gesetzes haben berechnet, — und gar so stark werden sie nicht übertrieben haben — daß dadurch dem amerikanischen Volke jährlich eine Mehrausgabe von einer Milliarde Dollars aufgebürdet werde. Den Nutzen haben bloß die großen Konzerne, welche in Wirklichkeit die „Republik" der U. S. A. regieren. Ihre Industrien sind durch das Gesetz gegen jede Konkurrenz des Auslandes geschützt, das amerikanische Volk jedoch muß die Zeche bezahlen. Der schwache Präsident der ohnmächtigen Regierung hat ihnen durch seine Unterschrift die geduldigen amerikanischen Schafe ausgeliefert, um sie gründlich zu scheren.

Das Sonderbarste an der Sache aber ist, daß durch das neue Zollgesetz die den Farmern gegebenen Wahlversprechen der republikanischen Partei eingelöst werden sollten. Es finden sich ja einige Sätze im neuen Tarife, welche wie ein Schutz des Farmers für seine Produkte aussehen, in Wirklichkeit wird dabei wenig herauskommen. Und während der Farmer vielleicht etwas bessere Preise erzielen wird, werden seine Ausgaben um vieles höher steigen, und am Ende wird seine Lage bedeutend schlimmer sein als sie jetzt schon ist.

* * *

Die Arbeitslosigkeit ist zu einem Weltproblem geworden, ebenso wie die niedrigen Weizenpreise. Auch Canada hat sein Arbeitslosenproblem, das sich jedoch noch lange nicht mit dem in anderen, besonders europäischen Ländern vergleichen läßt. Besonders schwierig ist das Problem schon seit Jahr und Tag in England, wo sich die durch den Krieg erhoffte und während des Krieges so oft versprochene Prosperität gar nicht zeigen will. Sehr schlimm ist die Arbeitslosigkeit seit bereits mehr als einem Jahre auch in den Ver. Staaten geworden, wo man doch die Prosperität für alle Zeiten in Erbpacht genommen zu haben wähnte, wo man sich für die einheimischen Arbeitermassen, im Gegenteil zum Auslande, stets mit dem „full dinner pail" (dem vollen Speisebehälter) gebrüstet hat. Und das trotz des großen Sieges der republikanischen Partei und ihres Parteiführers Hoover, der gerade dem arbeitenden Volke das Blaue vom Himmel herab in Aussicht gestellt hat.

William Green, der Präsident der „American Federation of Labor" drückte kürzlich im Justizausschusse des Abgeordnetenhauses sein Erstaunen darüber aus, daß der Kongreß sich vertagen wolle, ohne für die Arbeitslosen des Landes — es sollen deren 3,600,000 sein — auch nur das Geringste getan zu haben. Sogar in der Winterzeit war deren Anzahl nur um 2% höher gewesen. Die Erklärung hiefür ist jedoch ganz einfach. Erstens gehören die Abgeordneten und Senatoren nicht zu jenen, die durch Arbeitslosigkeit oder wenigstens an deren Folgen zu leiden haben, es geht ihnen für gewöhnlich recht gut; zweitens geht es ihnen mit diesem Problem gerade wie dem sprichwörtlichen Ochsen, der vor einem steilen Berge steht, auf dem nur spärliches Futter wächst.

* * *

In Dollars ausgedrückt, hat das Deutsche Reich in den sechs Jahren, in denen der Dawes-Plan in Kraft war, folgende Summen ausbezahlt, die aber größtenteils geborgtes Geld waren:

An Frankreich	$939,057,600
„ England	331,313,600
„ Italien	132,312,000
„ Belgien	125,636,800
„ Ver. Staaten	71,520,000
„ Jugoslawien	65,560,000
„ Japan	10,728,000

Wer könnte wohl ermessen, welch eine Unmasse von Ungerechtigkeit diese Zahlen ausdrücken, wie viel Blut und Tränen an ihnen kleben? Und das soll durch den Young-Plan in ähnlicher Weise noch für Jahrzehnte fortgehen. Wird es den Empfangsländern zum Segen gereichen?

* * *

Durch folgenden Erlaß hat der Landeskommandant von Tschechoslowakien, Divisionsgeneral Joseph Wily, ohne Zweifel viel zur Rettung des böhmischen Vaterlandes beigetragen. Der Befehl lautet: „In Zeitungen werden abermals Beschwerden erhoben, daß Offiziere und ihre Familien sowohl im engeren Kreise als auch vor der breiteren Oeffentlichkeit in auffälliger Weise die deutsche Sprache gebrauchen. Es kann nicht aufgegeben werden, daß Gespräche in der Muttersprache für Angehörige anderer Nationalitäten leichter und angenehmer sind. Gleichzeitig muß aber das nationale Empfinden der tschechischen Oeffentlichkeit, die in dieser Hinsicht sehr empfindlich ist, geachtet werden. Der tschechische Offizier muß über all ein Verfechter der Staatsidee sein und darf seine Aufgabe nicht außer acht lassen. Der Offizier darf der tschechischen Oeffentlichkeit, die das gesellschaftliche Leben der Offiziere sehr kritisch verfolgt, keine Gelegenheit zu Angriffen gegen den Offiziersstand geben. Die Kommandanten der militärischen Formationen haben ihr Offizierskorps bei passender Gelegenheit auf diese wichtige Angelegenheit hinzuweisen."

Darüber ließe sich als Kommentar ein ganzes Buch schreiben. Genüge es zu sagen, daß man in der Nähe von Nervenkranken und manchmal auch von Geistesgestörten auf den Zehenspitzen gehen muß, um sie nicht aufzuregen. Hat es früher geheißen: „Welche Lust, Soldat zu sein!" so kann man das jetzt verbeissern und sagen: „Welche Lust, im Böhmerlande (deutscher) Offizier zu sein!"